

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Zweites Kapitel. Berlin und Deutschlands Erhebung

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

nächsten Stunde schon den unvertheidigten Rhein überschreiten könnten und, zum Theil mit Zurücklassung ihrer Reise-Effekten, sich die geängstigte Gesellschaft nach allen Richtungen, aus denen sie gekommen, wieder aneinander.

Ems blieb beinahe vereinsamt. —

Zweites Kapitel.

Berlin und Deutschlands Erhebung.

Der Abend des 15. Juli fand Berlin in einer Aufregung, wie sie seit den stürmischsten Tagen des Jahres 1866 dafelbst nicht wieder vorgekommen war.

Die durch Zeitungen und Flugblätter bekannt gewordenen Ereignisse in Ems hatten in allen Klassen der Bevölkerung die tiefste Sensation gemacht. Bis dahin hatte sich Niemand viel um die spanische Thronangelegenheit und die Drohungen Frankreichs bekümmert; man war an das renomnistische Raisonnement der Pariser Zeitungen schon gewöhnt worden und zuckte höchstens, mit einigen derben Berliner Witzern spottend, die Achseln dazu; Sympathie für die Hohenzollernsche Thronkandidatur war im Allgemeinen aber ebenso wenig vorhanden.

Dennoch machte die Entsagung Prinz Leopold's, so entschieden man auch seinen Entschluß billigte, keinen guten Eindruck; man fühlte, daß darin eine Art Demüthigung vor Frankreich liege, beschwichtigte diesen Unmuth indessen mit der sehr vernünftigen Erwägung, daß die ganze Sache keines blutigen Krieges werth sei, der den immer noch niedergedrückten gewerblichen und Handelsverkehr so schwer schädigen mußte.

Wie nun aber die Nachricht von dem unverfälschten französischen Benehmen in Ems eintraf, da durchbrach der zurückgehaltene preussische und deutsche Stolz auf einmal alle Schranken; nicht allein, daß fremder Uebermuth Deutschland Hohn sprach, indem er sich ganz ungerufen in dessen innere Angelegenheiten

mischte, — denn daß die spanische Thronfrage nur ein Vorwand war, die Verhältnisse vor 1866 wieder herzustellen und Preußen gegenüber noch viel weiter zu gehen, begriff Jeder, — sondern die persönliche Beleidigung des geliebten und hochverehrten Königs traf Jedermann bis in das tiefste Innere hinein.

Jetzt mußten alle Rücksichten schweigen; die preußische Ehre war mit frecher Hand angegriffen worden, und aus jedem preußischen Herzen rang sich der zornige Ruf: „Wir wollen Gemüthung haben! — Frankreich will den Krieg, — gut, wir wollen ihn auch haben, wir müssen die uns angethane Schmach mit französischen Blute abwaschen!“

Das würdige und doch stolze Verhalten des Königs dem französischen Botschafter und Dem, in dessen Namen er gesprochen hatte, gegenüber wurde mit enthusiastischem Jubel begrüßt; man schante sich glühend danach, dem Könige dafür seinen Dank auszusprechen.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß König Wilhelm schon am 14. von Ems abreisen und in Berlin eintreffen werde. In Folge dessen wogte die Menschenmenge, Kopf an Kopf gedrängt, vor dem königlichen Palais über den weiten Opernhausplatz hin, unter den Linden und bis in die Straßen hinein, welche nach dem Bahnhofe führten. Erst nach Mitternacht verließ sich allmählig die Menge, der Versicherung Glauben schenkend, daß der König erst am nächsten Abende zu erwarten sei.

In der That reiste Se. Majestät, wie schon erwähnt, erst am 15. Juli Morgens acht Uhr von Ems ab, wurde auf allen Stationen unterwegs mit Beweisen patriotisch begeisterter Ergebenheit empfangen, besonders in Cassel, wo eine längere Rast gemacht und das Diner eingenommen wurde, und traf Abends in Berlin an. Der Ministerpräsident Graf Bismarck war bereits entgegengefahren, um noch unterwegs dem Könige Vertrag zu halten.

Da inzwischen das Telegramm von der französischen Kriegserklärung eingetroffen war und man zur Zeit den Extrazug, welcher den König und dessen Gefolge führte, in der Nähe von Potsdam erwarten konnte, wurde ersteres bis an die Wilhelmsstation entgegengeschickt und dem Lokomotivführer, als der Zug heranbraufte, ein Zeichen, daß er anhalten möge, gegeben; dieses

Zeichen wurde indessen nicht beachtet oder mißverstanden, und als der König auf dem Potsdamer Bahnhofe in Berlin eintraf, wußte er noch Nichts von jenem letzten entscheidenden Schritte der französischen Regierung. Man sagt, daß ihm die Thränen in die Augen getreten seien, als er hier die erste Kenntniß von der Unvermeidlichkeit des Krieges erhielt.

Wenn das muthige Herz sich aber während einer kurzen Zeit im Hinblick auf das Glend, welches ein großer Krieg nothwendig im Gefolge hat, und die schweren Opfer, die er verlangt, bedrückt fühlte, so mußte es sich ohne Zweifel wieder in freudiger Zuversicht heben, als es sich von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung überschüttet sah, wie sie die Berliner ihrem Könige darbrachten.

Wie am vergangenen Abende war der Weg vom Potsdamer Bahnhofe bis zum königlichen Palais mit einer dichten Menschenmenge gefüllt, welche, sobald sie den König erblickte, in donnernde Hurrahs ausbrach und ihn mit begeisterten Zurufen bewillkommnete. Es war um halb zehn Uhr, als Se. Majestät im Palais anlangte; die Häuser längs der Linden flammten im hellsten Glanze einer strahlenden Illumination, Flaggen wehten, Hunderttausende wogten auf dem großen Plage und zwischen den Alleen, um die kolossale Bronzestatue Friedrichs des Einzigen her. Immer wieder neue, ächt preussische Hurrahs und Kriegsrufe; dann entblöbste die Menge wieder die Häupter und sang in begeisterter, feierlicher Stimmung die Nationalhymne: „Ich bin ein Preuße.“ Wiederholentlich erschien der König am Fenster und grüßte dankend; er versuchte auch, zu sprechen, aber der Jubel und Lärmen der weiter rückwärts Befindlichen, welche diese Absicht nicht begriffen, ließen es nicht dazu kommen.

Die Prinzen und höheren Generale fanden sich alsbald im Palais ein, jedesmal enthusiastisch begrüßt; der große Stratege von 1866, General von Moltke, besonders wurde mit einem wahrhaften Sturme von Lebehochs empfangen; sein Genie mußte ja in dem bevorstehenden Kampfe von der höchsten Wichtigkeit werden, vielleicht den Ausschlag geben, und mit Vertrauen erwartete man Großes von ihm.

Wie tief empfunden auch die Begeisterung war und in welcher himmelhohen Flammen sie emporschlug, so läßt sich doch nicht leugnen, — und gerade dadurch gewinnt dieser opferfreudige Muth

des Volkes einen doppelt hohen Werth, — daß im Grunde jeder Seele, Angesichts eines Entscheidungskampfes mit Frankreich, wohl sehr ernste Bedenken lagen. Man hatte sich gewöhnt, die französische Militärmacht als die erste der Welt zu betrachten, und so stolz und zuversichtlich man auch auf das eigene bewährte Heer blickte, war man doch mindestens zweifelhaft, ob es jener gewachsen sei, zumal die Franzosen ja schon seit längerer Zeit keine Gelegenheit veräumten, sich ihrer weitüberleguen Bewaffnung zu rühmen. Dennoch: Deutschland gegen Frankreich! — das wären einander würdige Kräfte gewesen, und ersteres brauchte einen Zusammenstoß wahrlich nicht zu fürchten.

Aber schien es nicht, als liege das Verhältniß der sich einander gegenüberstellenden Parteien jetzt ganz anders? — Bisher hatten die auswärtigen Mächte sich fast mehr auf die französische Seite geneigt, eine direkte Unterstützung war mit Sicherheit wenigstens von keiner einzigen zu erwarten, — Dänemark hatte sogar seine Freude über die drohende Verwicklung ganz offen an den Tag gelegt, und die Volksstimme rief dort ebenso laut nach Krieg gegen Preußen wie die der Chauvinisten in Frankreich; — das war natürlich, Dänemark wollte eine Revanche für 1864 haben.

Zu viel ernsteren Erwägungen noch konnten die Verhältnisse im Inneren Deutschlands Anlaß geben; daß Napoleon auf einen hier noch lange nicht ausgeglichenen Zwiespalt ganz besonders rechnete, lag klar am Tage, die französischen Zeitungen sprachen dies auch ohne Rückhalt aus, und wenn auch aufrichtig patriotische Herzen alle Zweifel mit dem Troste beschwichtigen wollten, daß es unmöglich sei, Deutsche können unter oder neben französischen Fahnen gegen Deutsche kämpfen, so ließ sich doch auch nicht leugnen, daß ein solcher Fall schon dagewesen sei. Die Frage trat daher sehr nahe an Jeden: was werden die Südstaaten thun, was Oesterreich, welche Stimmung wird sich in den neuen preußischen Provinzen kundgeben? — Würde man diesen Krieg als einen nationalen auffassen und Preußen, gegen welches allein sich doch die französische Herausforderung gerichtet hatte, zur Seite stehen? — man konnte nur auf den gesunden Sinn des gesammten deutschen Volkes hoffen, auf seine Einsicht, daß die französischen Ge-
liste richtig erkannt würden.

Und dieser hohe, stolze Nationalgeist sollte sich in der That

glänzend bewähren, wie wir in der Geschichte wohl nur ein Beispiel dafür gefunden haben, das Jahr 1813, als sich das große deutsche Vaterland wie ein Mann gegen denselben Erbfeind erhob, der auch heute wieder, durch jenes Beispiel nicht belehrt, seine Unabhängigkeit bedrohte.

Darüber hatte man am Abende des 15. Juli in Berlin aber noch keine Gewißheit, und manches ängstliche Gemüth sah die Zukunft viel schwärzer, als sie geworden ist, manch' muthiges Herz konnte sich der Sorge nicht ent schlagen, — und dennoch brachte das preussische Volk seinem Könige und Heerführer die unbedingteste Treue und den festen Entschluß entgegen, lieber in Ehren mit ihm unterzugehen, als sich auch nur ein Titelschen von seinem Rechte zu vergeben.

Man hörte, daß im königlichen Palais Kriegsrath abgehalten wurde; die Mobilmachung für die ganze Armee war sofort ausgesprochen worden. Unter der Menge verbreitete sich das Gerücht, der König lasse bitten, man möge auseinandergehen, um die Berathungen nicht durch den wohlgemeinten Jubel zu stören, und sofort — es war gleich nach elf Uhr — erschallten Rufe: „Nach Hause!“ — und die große Menge löste sich, den Platz räumend, auf.

Schon die nächsten Tage sollten alle Befürchtungen, die wir vorher andeuteten, zerstreuen. Deutschland fühlte, was es sich selbst schuldig war; in der Stunde der Gefahr kein Preußen, kein Nord-, kein Süddeutschland, sondern „ein einzig Volk von deutschen Brüdern!“ — Alles für Deutschland, Alles gegen Frankreich!

Noch nie wurde in allen Gauen Deutschlands das herrliche Lied, das diese Stimmung so vortrefflich charakterisirt, mit so hoher Begeisterung gesungen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerschall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! — —
Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und Aller Augen blihen hell,
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heilige Landesmark. — —
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir Alle wollen Hüter sein!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein! — —“

Welch' weites Feld öffnet sich vor uns, um alle die herrlichen Rundgebungen deutschen Geistes in diesen Tagen wiederzugeben, und wie bedauern wir, daß der Raum so klein ist, der uns eine Hinweisung auf sie gestattet! — Der Blitz, den frevelhafte Hand geschleudert, hat gezündet, aber ganz anders, wie sie es beabsichtigte; die Flammen schlagen hoch empor, und wenn aus ihnen auch das furchtbare Gespenst der Kriegesfurie aufsteigt, so schwebt darüber doch im Strahlenkranze der gute Engel Germania's mit lächelndem, siegesfreundigen Anlitze.

Wir können diese Rundgebungen, die miteinander wetteifern, nicht in zeitgemäßer Reihenfolge wiedergeben, weil ja fast gleichzeitig ein Aufflammen der höchsten Begeisterung Deutschland an allen Orten, in allen Herzen seiner Kinder erfaßt hatte; wir können auch nur einige derselben in gedrängter Kürze als Beispiele hervorheben.

Am 15. Juli schon wurde der norddeutsche Reichstag für den folgenden Tag einberufen und am 19. im königlichen Schlosse zu Berlin, in Gegenwart der meisten auswärtigen Gesandtschaften, welche dadurch ihr besonders theilnehmendes Interesse dokumentirten, durch den König persönlich mit einer Thronrede eröffnet, die zu bedeutungsvoll ist, als daß wir nicht die Hauptstellen, welche mit Begeisterung aufgenommen wurden, anführen müßten.

„Die Ueberzeugung,“ heißt es darin, — „wird in Ihnen wie in Uns lebendig sein, daß der norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war und daß, wenn Wir gegenwärtig die Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.“ — „Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen u. s. w. hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekanntem Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Unrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in

seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heut, wo Deutschlands Klüftung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat." —

„Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.“

Als ein Gegenstück zu dieser einfachen, erhabenen Thronrede mögen einzelne Stellen aus der an den Kaiser Napoleon gerichteten und von ihm gebilligten Rede des Senatspräsidenten Rouher, als der Senat am 16. Juli zu St. Cloud vom Kaiser, der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen empfangen wurde, ohne daß wohl ein weiterer Commentar dazu nöthig wäre, dienen:

„Eine monarchische Combination, schädlich dem Prestige und der Sicherheit Frankreichs, ist mysteriös von dem Könige von Preußen begünstigt worden.“ — „Ohne Zweifel, die unmittelbare Gefahr war beseitigt, aber blieb unsere rechtmäßige Reklamation nicht vollständig in Kraft? War es nicht augenscheinlich, daß eine fremde Macht, zu Gunsten ihres Einflusses sowie ihrer Herrschaft und unserer Ehre und unseren Interessen zuwider, wieder einmal das Gleichgewicht Europa's hatte stören wollen?“ — „Euer Majestät zieht das Schwert; das Vaterland ist mit Ihnen, schwebend vor Unwillen und Stolz. Die Ausschweifungen eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes mußten über lang oder kurz zu Tage treten.“ — „Dank Ihrer Sorgfalt, Sire, ist Frankreich bereit, und durch seinen Enthusiasmus beweist das Land, daß es, wie Sie, entschlossen ist, keinen verwegenen Anschlag zu dulden.“ — „Möge der Kaiser mit einem gerechten Stolz und edlen Vertrauen das Commando seiner bei Magenta und Solferino großgewordenen Legionen wieder übernehmen; möge er die Elite dieser großen Nation auf die Schlachtfelder führen. Wenn die Stunde der Gefahren gekommen, ist die Stunde des Sieges nahe.“ —

Der Eröffnung des Reichstages durch die Thronrede folgte noch am demselben Nachmittage die erste Sitzung, und dabei

machte Graf Bismarck die Mittheilung, daß der französische Geschäftsträger die Kriegserklärung überreicht habe, worauf sich das ganze Haus erhob und in laute Beifallsrufe ausbrach, in welche auch das auf der Tribüne versammelte Publikum enthusiastisch einstimmt. In dieser Sitzung stellte die Regierung eine Creditforderung von hundertundzwanzig Millionen Thalern, welche ihr ohne weitläufige Debatten bewilligt wurde.

Schon am Tage vorher hatten der Berliner Magistrat und die Stadtverordneten sich in feierlichem Zuge von der Universität, wo sie sich versammelten, nach dem königlichen Palais hinüber begeben und dem Könige eine Adresse überreicht, welche in den wärmsten Ausdrücken die Opferbereitschaft der Bevölkerung der Hauptstadt und das Vertrauen derselben ausdrückte. In seiner kurzen, bewegten Antwort darauf sagte der König, daß er für dieses Zeichen ächten Bürgerfinnes und wahren Patriotismus danke. „Freilich,“ setzte er hinzu, — „sind wir gewissermaßen verwöhnt worden durch zwei glorreiche Kriege, und es steht sicher zu erwarten, daß wir dieses Mal nicht so leichten Kaufes davonkommen werden; doch das Instrument, dessen wir uns zum Schutz unseres Rechts zu bedienen haben, die Armee, ist gut, sie hat sich wiederholt vortrefflich bewährt. Doch an Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Zur großen Beruhigung gegenüber den ausgesprengten falschen Gerüchten von der vollständigen Kriegsbereitschaft der französischen Armee, so daß schon jetzt stündlich das Ueberschreiten des Rheins zu erwarten sei, diente auch eine in das Publikum gedrungene Aeußerung des in militärischer Beziehung eines so hohen Vertrauens genießenden Generals von Moltke, Generalstabschef der Armee, daß er, welcher ganz genau über den Fortgang der französischen Rüstungen informirt sei, eine solche Ueberrumpelung durchaus nicht fürchte; Preußen aber wäre hinsichtlich seiner Heeresverfassung, Ausrüstung, Hilfsmittel u. s. w. noch nie in der Lage gewesen, mit solchen Aussichten auf Erfolg wie gegenwärtig einen Krieg anzunehmen.

Wir werden noch von den großen Anstrengungen sprechen, die jetzt sofort gemacht wurden, die völlige Kriegsbereitschaft herzustellen, und wie sich auch Diejenigen, welche die Waffen nicht zu führen vermochten oder durch Verhältnisse daran verhindert

wurden, beieferten, ihren Theil zu dieser großen Erhebung der Nation zu liefern; zuvor wollen wir aber sehen, wie es in den anderen Theilen Deutschlands als den altpreussischen Provinzen herging.

Eine der ersten patriotischen Kundgebungen, so viel wir wissen, erfolgte von Hamburg aus. Die dortige Börse bevollmächtigte in enthusiastischer Weise die Handelskammer, dem Könige zu melden, daß Hamburg kräftigen Muthes zu jedem Opfer bereit sei, welches der Schutz und die Wahrung der nationalen Ehre erfordere; es wurde sogleich eine nationale Subskription zur Beisteuer für die Kriegskosten aufgelegt und bedeutende Summen gezeichnet; ein einziges Handlungshaus (J. H. Schröder) betheiligte sich daran mit 250,000 Mark.

Das Central-Wahl-Comité der liberalen Partei in Schleswig-Holstein erließ sofort einen Aufruf, der mit den Worten begann: „Die Entscheidung ist gefallen; Frankreich bricht über den deutschen Rhein, Dänemark lauert an unserer nächsten Grenze; — was heute Pflicht und Ehre gebieten, das steht geschrieben in jeder deutschen Brust; die Kinder unseres Landes werden kämpfen in den ersten Reihen, wir aber jede Bürgerpflicht erfüllen, die das Vaterland von uns fordert.“

Die Kieler Zeitung erklärte, alle Parteiunterschiede hätten nun, wo das deutsche Vaterland in Gefahr, aufgehört, und die gesammte Studentenschaft von Kiel meldete sich zum freiwilligen Eintritt in die Armee.

Aus Kassel schrieb die Hessische Morgenzeitung: „Unser neugestaltetes deutsches Vaterland, das so lange ersehnte geeinigte Deutschland ist es werth, Alles daran zu setzen. — Aller kleinliche Hader, der etwa noch vorhanden wäre, ist vorbei!“

In Hannover spricht die Zeitung für Norddeutschland die Stimmung des größten Theils der Bevölkerung dahin aus: — „Der französischen Frechheit, Mord- und Raubsucht gegenüber kann es in Deutschland nur noch einen Ruf geben:“ „Hoch Deutschland! Nieder mit dem französischen Kaiserreich!“ Alle inneren Parteilungen und Zwistigkeiten müssen auch hier, in der Provinz Hannover, in einem Augenblicke weichen, wo es nur große, heilige Entschlüsse zu fassen gilt, und gewiß, — wenige Buben ausgenommen — wird auch das ganze Land, Mann für Mann, nun das nationale Banner

geschaart stehen, in des Vaterlandes Noth alle Kleinlichen Regungen und Strebungen auf die hoffentlich bald wiederkehrende Zeit des Friedens vertagend."

Während die neuen Provinzen Preußens so sprachen und die übrigen Länder und Städte des norddeutschen Bundes sich in ähnlicher Weise ausdrückten, hatten auch schon die Südstaaten, an welche die französische Regierung eine drohende Aufforderung gerichtet, sich innerhalb vierundzwanzig Stunden zu erklären, wie sie sich in dem bevorstehenden Kriege zu verhalten gedächten, sich mit Entschiedenheit auf die Seite Preußens gestellt.

Als der König von Baiern, vom Schlosse Berg kommend, am 17. Juli in München eingetroffen war, erließen die Vorstände der liberalen Bezirksvereine eine Aufforderung, sich am Nachmittage in Masse vor dem königlichen Residenzschlosse zu versammeln, worauf sich auch an fünfzehntausend Menschen daselbst einfanden. Diese große Versammlung brachte dem Könige Hochs aus, bis er dankend am Fenster erschien, und nun begann die Menge die bairische National-Hymne und das Lied vom deutschen Vaterlande zu singen, ihren Gefühlen und Wünschen dadurch den deutlichsten Ausdruck gebend.

Die Mobilmachung der bairischen Armee war schon am 16. ausgesprochen worden, und alsbald benachrichtigte ein Telegramm des Ministeriums die preussische Regierung von dem vollständigen Einvernehmen Baierns und stellte die Armee dem Könige Wilhelm zur Disposition. In seiner Antwort an den König Ludwig überwies der Bundes-Oberfeldherr diese Armee dem unter Befehl des Kronprinzen von Preußen gestellten Corps und sagte: „Ihre ächt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisirt, und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor.“ König Ludwig antwortete telegraphisch am 20. Juli: „Ihr soeben erhaltenes Telegramm hat in Meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden Meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgeliebten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Baierns werden!“ — Die Kammern bewilligten sofort mehr als 18 Millionen Gulden für den Krieg.

Nach Baden hatte schon am 16. seine Armee mobil gemacht, und obgleich saß am nächsten von Frankreich bedroht, herrschte

unter der Bevölkerung doch nur eine Stimme darüber, daß man den festesten Anschluß an Deutschland wolle.

In Darmstadt, wo der Minister von Dalwigk erklärte, die Grenze sei unter einem ganz frivolen Vorwande bedroht, wurde der verlangte Credit von den Kammern auch sofort bewilligt und der Anschluß an Preußen enthusiastisch begrüßt.

Von hier aus wurde auch zuerst die Commotion Frankreichs an die süddeutschen Staaten veröffentlicht, worin es für den Fall der Neutralität vollste Berücksichtigung versprach, andernfalls aber mit der rücksichtslosesten Behandlung drohte und ankündigte, daß nächstens eine Proclamation erscheinen werde, welche die deutsche Nation versichere, daß Frankreich keinen Zoll breit deutscher Erde nehmen wolle. Die Darmstädter Zeitung setzte hinzu: „Nur ein Gimpel kann dieser letzten Versicherung Glauben schenken. Die Androhung rücksichtsloster Behandlung kam Süddeutschland nicht schrecken. Wir stehen Alle für Einen und Einer für Alle. Droht Frankreich, den Principien des Völkerrechts in's Gesicht zu schlagen, so kann dies uns nur auf's Neue in der Ueberzeugung bestärken, wie nothwendig es ist, den Welschen niederzuwerfen.“

In Stuttgart erklärte schon am 16. eine große Volksversammlung, daß der Krieg ein nationaler sei, der über die Zukunft des deutschen Volkes entscheiden werde; in einem solchen Kriege dürfe es unter den Deutschen keine Parteien geben und man erwarte von der württembergischen Regierung, daß sie fest zur deutschen Sache halte, mit allen Mitteln und auf alle Gefahr; das Volk werde einer Regierung kräftig zur Seite stehen, welche sich in der Zeit der Prüfung als eine deutsche erweise. Schon am folgenden Tage wurde durch königlichen Befehl die Mobilmachung angeordnet und die Ständeversammlung schleunigst berufen. Sobald sie ihre erste Sitzung am 21. Juli eröffnet hatte, gab Minister von Barmhiller die Erklärung ab, daß das Ministerium die Integrität Deutschlands für bedroht halte und für Pflicht erachte, mit aller Kraft dafür einzustehen; deshalb müsse man die von Preußen gestellte Frage wegen eines Anschlusses im Kriege mit einem offenen Ja beantworten. Die Volksvertretung trat Dem ohne Bedenken bei und bewilligte sofort nahe an sechs Millionen Gulden für die Kriegführung.

Was die Haltung Sachsens anbetraf, so ließ sie Nichts zu

wünschen übrig; die Mobilmachung der Armee erfolgte natürlich auf die Ordre von Berlin, aber Regierung und Volk bewiesen ihre Bereitwilligkeit, den übernommenen Bundespflichten zu genügen, in jeder Weise; gegen die durch das ganze Land gehende Stimme, daß man der nationalen Sache gern alle Opfer bringen wolle, versuchten sich nur einzelne partikularistische Ansichten geltend zu machen und wurden schnell durch den allgemeinen Unwillen zum Schweigen gebracht. Als die in Leipzig erscheinende Sächsische Zeitung nicht unterlassen konnte, sich in diesem Sinne auszusprechen, erhob sich, besonders bei der Studentenschaft, ein Sturm der Empörung gegen sie, der zu öffentlichen Demonstrationen führte und ihr weiteres Erscheinen unmöglich machte.

Aber auch im fernsten Auslande blieben das deutsche Blut nicht ruhig und die deutsche Zunge nicht stumm; aus allen Welttheilen, wohin sich die deutsche Auswanderung gerichtet und ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, langten bei dem norddeutschen Bundeskanzleramte Telegramme an, welche die wärmsten Sympathien für den nothgedrungenen Kampf des Mutterlandes aussprachen und thätige Hilfe zusagten; beispielsweise führen wir nur an, daß die Deutschen in Saint-Louis eine Million Dollars für die zu Invaliden gewordenen Krieger überwiesen, die in Kalkutta anzeigten, daß sie eine Subskription eröffnet hätten; wie im Inlande, so wurden auch dort ansehnliche Belohnungen für die Eroberung französischer Kanonen und Fahnen ausgesetzt. Beiläufig erwähnen wir auch einer originellen, humoristischen Ehrengabe, welche eine große Weinhandlung in Meissen dem von dort in das Feld rückenden sächsischen Jägerbataillon Nr. 13. zuwies, nämlich beim Einmarsch in Rheims einzulösende Vork auf die Firma Eugène Cliquot, mit der erstere in geschäftlicher Verbindung steht, lautend auf eine Flasche Champagner pro Kopf.

Wie verhielt sich zu Alledem nun Oesterreich? ist wohl eine sehr nahelegende Frage. Wir sind heute noch nicht im Stande, zu beurtheilen, ob die Neue Freie Presse die durchgehende Meinung des österreichischen Volkes richtig aussprach, wenn sie sagte: „Gedächten wir in diesen schweren Tagen nur des Leides, das uns Preußen vor vier Jahren zugefügt, trübte uns der Pulverdampf von Königgrätz den Blick, so würden wir theilnahmlos Glück oder Unglück Preußens abwarten. Aber wir sehen nicht blos auf die

Hohenzollern, die Kommandiren, wir sehen auch die Streiter, die unter ihnen kämpfen. Wo Deutsche ihr Vaterland gegen Fremde vertheidigen, wird unser Mitgefühl bei ihnen sein. Daß es nicht voll und laut ausströmt, daß Oesterreich heute thatenlos dem grausamen Schauspiele zusehen muß, daß es von den widersprechendsten Erwägungen und Gefühlen gepeinigt beiseite bleibt, — dafür sind Die verantwortlich, die uns aus Deutschland verdrängt haben.“

Die österreichische Regierung hatte ihre Neutralität nach jeder Seite hin erklärt; sie verhielt sich nun ganz schweigend. Indessen traten in Ungarn doch recht lebhaft Sympathien für Preußen an den Tag, und ein großer Theil der Wiener Studentenschaft gab die Absicht kund, sich unter die deutschen Fahnen zu stellen.

In England schien ein großer Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten zu sein, sobald die Verzichtleistung des Prinzen Leopold und die danach ganz unerwartete Kriegserklärung Frankreichs eingetreten waren; unter'm 16. Juli schrieb die Times: „Kaiser Napoleon hat das allerschwerste Verbrechen begangen, indem er allein absichtlich einen ungerechten Krieg hervorrief. Preußen darf die allgemeinsten Sympathien erwarten.“ Besonders imponirte den Engländern die überaus patriotische Haltung der Deutschen; viele junge Leute, besonders dem Kaufmannsstande angehörig und noch zum Militärdienste verpflichtet, folgten so schnell und begeistert der ihnen telegraphisch zugesandten Mobilmachungsordre, daß man sich dort nicht genug darüber verwundern konnte; auch die übrigen Deutschen in London hielten eine große Volksversammlung ab, in welcher sie sich kräftig gegen Frankreichs Annäherung und für das Zusammenstehen des gesammten deutschen Volkes aussprachen, auch wurde sofort ein Hilfsverein für die Verwundeten gebildet. Die englische Regierung schien die ausgesprochene Neutralität mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit bewahren zu wollen; sie verbot allen ihren Unterthanen, unter die deutschen oder französischen Fahnen zu treten, und ebenso, daß ihre Lootsen den Schiffen der beiden Mächte Dienste in der Nordsee leisteten.

In Italien schien man sich anfänglich auf die deutsche Seite stellen zu wollen; während die Regierung mit ihren Erklärungen noch sehr zurückhaltend blieb, einstweilen nur die Neutralität betonte, aber doch Reserven einzog, schmeichelte man sich im Volke mit der Hoffnung, daß die kriegerischen Verwickelungen Frankreich bewegen oder

nöthigen Könnten, Rom preiszugeben. In Florenz kamen mehrfach Demonstrationen vor; die Volksmenge brachte Hochs auf Preußen und Rom aus und stieß vor dem französischen Gesandtschaftshôtel den Ruf aus: „Nieder mit Frankreich!“ — Aehnliches kam in Turin vor.

In Rußland, wo nicht von einer Volksstimmung, sondern nur von dem Entschlusse des unbeschränkten Monarchen die Rede sein kann, drückte sich der Petersburger Regierungs-Anzeiger officiell aus: „Der Kaiser von Rußland hat jegliche Bemühung zur Verhütung der Feindseligkeiten angewandt; der Kaiser bedauert den Krieg und ist entschlossen, eine strenge Neutralität zu beobachten, so lange als Kriegszufälle russische Interessen nicht berühren; die russische Regierung ist stets bereit, Europa den Frieden wiederzugeben.“

Nachdem wir solchergestalt einen Blick auf das Ausland geworfen haben, wollen wir den so lebendig sprechenden Thatsachen gegenüber auch einmal hören, wie man sich in Paris über die in Deutschland herrschende Stimmung täuschte oder täuschen wollte. Die France behauptete geradezu, die Deutschen seien nicht für den Krieg begeistert, und führte als Beweis dafür einige kleine, bestimmten Parteilzwecken dienende Blätter an, über deren unpatriotisches Verhalten die öffentliche Stimme in Deutschland bereits den Stab gebrochen hatte; danach wäre der König von Preußen in Berlin keineswegs enthusiastisch empfangen worden, die Sachsen wollten sich nicht für Preußen todtschlagen lassen u. dgl. Unfian und Lüge mehr. Ueberhaupt war man großentheils der Meinung, Preußen und Deutschland seien der ruhmvollen französischen Armee einen langen Widerstand zu leisten gar nicht im Stande; daher kam es auch, daß der Krieg selbst bei den besitzenden, Geschäfte treibenden Klassen gar nicht unpopulair war, erwarteten sie nach schnellem Siege doch einen dauernden Frieden, in dem Handel und Verkehr von Neuem aufleben würden. Auch nur an die entfernte Möglichkeit, daß sich der Krieg auf französischen Boden hinüberspielen könne, wollte Niemand denken; die abenteuerlichsten Kriegspläne wurden von den Zeitungen gemacht und als authentisch unter die gläubige Menge geworfen; beispielsweise stellt die *Liberté* folgendes naives Programm auf: Rascher Vormarsch nach Hessen, um die süddeutschen Staaten zu neutralisiren, Frankfurt nehmen,

die Preußen vom linken Rheinufer verjagen, sie mit Hülfe Hannover's und Dänemarks über die Elbe zurückzuwerfen, — dann Herstellung eines deutschen Bundes, nach dem Muster des ehemaligen Rheinbundes unter französischer Protektion, mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen.

Von solchen Hoffnungen getragen, rief man in den Straßen von Paris ein Anathema über das andere über Preußen und, als man sich in seinen Erwartungen über das Verhalten der Südstaaten enttäuscht sah, auch über ganz Deutschland; ganze Haufen durchzogen die Stadt und riefen „Krieg! Nichts als Krieg!“ — Zuweilen kam es zu tüchtigen Prügeleien mit der Friedenspartei, die in gleich offensibler Weise dagegen zu remonstriren suchte; die Polizei schlug sich natürlich zu der ersteren Partei.

Am 22. verabschiedete sich der Kaiser Napoleon, der seinen bestimmten Entschluß ausgesprochen hatte, sich an die Spitze der Armee zu stellen, von dem gesetzgebenden Körper; dabei äußerte er unter Anderem, ein Krieg sei berechtigt, wenn er mit Zustimmung des Volkes und seiner Vertreter geführt werde, — Frankreich habe Alles gethan, um den Krieg zu vermeiden; er sei entschlossen, die anerkannte Mission auszuführen. In einer kaiserlichen Proklamation hieß es, Preußen habe durch sein Auftreten seit dem Jahre 1866 ganz Europa in ein Heerlager verwandelt, der gegenwärtige Krieg Frankreichs sei nicht gegen Deutschland gerichtet, sondern wolle nur den deutschen Völkern freie Entscheidung über ihre Geschicke geben.

Die militairischen Rüstungen wurden übrigens mit allem Eifer betrieben, und große Truppenmassen zogen sich an der Ostgrenze zusammen, während in den Häfen von Toulon und Cherbourg sich die Flottengeschwader sammelten, erstere, um die algierische Armee überzuführen, letztere, um zweifellos die Küsten der Nord- und Ostsee zu beunruhigen; bereits hatte die französische Regierung angeklündigt, daß sie die deutschen Handelsschiffe nicht respektiren werde, auch die Verwendung der Regierung zu Washington dafür, daß der regelmäßige Postdampfschiffverkehr zwischen Amerika und Deutschland gestattet bleiben möge, abgelehnt. In Betreff der beabsichtigten Verwendung einiger Tausend Araber aus den wilden Beduinenstämmen äußerte die France, jedenfalls sehr bezeichnend für die französische Großsprecherei: — „um zu zeigen,

daß das Gefühl des französischen Vaterlandes auch unter den fernen Wäldern der Wälderstämme seit freudiges Echo gefunden habe."

So viel erwies sich übrigens bald, daß die französische Invasionsarmee nicht eher vollständig gerüstet auf dem Platze stehen werde wie die deutsche, und schon erhoben sich in Paris und an anderen Orten in Frankreich Stimmen, welche diese Langsamkeit, die sie vom militairischen Standpunkte aus natürlich nicht im Mindesten zu beurtheilen vermochten, tadelten, große Ungebuld verriethen, ja sogar die Befürchtung ausdrückten, die Deutschen könnten früher in Frankreich einbrechen als dessen Truppen in Deutschland.

Sobald in Berlin die Mobilmachung der ganzen Armee beschlossen worden, flogen die Blitze der Telegraphen nach allen Richtungen bis an die äußersten Landesgrenzen hin, um die militairischen Ordres an ihre Adressen zu bringen, — ja, noch über jene weit hinaus zu den vielen sich im Auslande aufhaltenden Militairpflichtigen.

„Der König rief, und Alle, Alle kamen!" —

Wie hart und rauh dieser Ruf, von dem acht Tage zuvor wohl noch Niemand geträumt hatte, auch in die meisten Verhältnisse des friedlichen bürgerlichen Lebens hineinzingeln mochte, so suchte sich ihn doch kein Einziger, dem dies die Umstände nicht gerade zur gebieterischen Nothwendigkeit machten, zu entziehen. Der junge Mann, der erst wenige Jahre zuvor alle Schrecken des Krieges kennen gelernt und ihnen im warmen Pflichtgefühl für König und Vaterland muthig die kräftige Brust entgegengeworfen, der manchen lieben und braven Kameraden, durch feindliche Kugeln oder schwere epidemische Krankheiten hingerafft, in fremder Erde zu bestatten geholfen hatte, schrak nicht vor der gewissen Aussicht auf die Wiederholung dieser grauenhaften Scenen, die ihn selbst jetzt vielleicht noch viel näher berühren sollten, zurück, sondern fühlte sich auf einmal wieder mit ganzer Seele als Soldat; im Begriffe, sich eine Carriere zu gründen, woran er seinen mühseligen Fleiß gesetzt hatte, oder bereits so glücklich, sich eine vielversprechende Zukunft und eine feste Heimath, sein eigenes Haus gegründet zu haben, durch die zartesten Familienbände daran gefesselt, säumte er doch nicht, alle seine Hoffnungen, sein ganzes Gut hinter sich zu lassen, um zu der Fahne zu eilen, an die ihn noch die Pflicht fesselte und die ihn weit hinaus in fremde Gegenden, in Gefahr und Tod

führen sollte; wie viel schlimmer daran waren noch die älteren Männer, die sich jetzt von Weib und Kindern losreißen mußten, denen Viele Nichts als ihr Herz zurücklassen konnten! — Die Ernte ist vor der Thür, reich gesegnet stehn die Felder da, und der Schnitter muß die schon geschliffene Sense wegwerfen und zum Gewehre greifen; die Gewerbe und der Handel haben ohnehin in dieser schweren Zeit schon eine vollständige Stockung, die größten Verluste zu erwarten, und nun muß der Einzige, dessen Umsicht und Geschicklichkeit hier das Schlimmste abwenden könnten, Alles dem Zufalle überlassen, selten sicher, einen treuen Stellvertreter und Verwalter dafür zu finden; was er in langen Jahren erworben hat, kann in wenigen Tagen zerstört und verloren sein.

Und wie Viele, die sich und die Ihrigen von Tag zu Tag mühsam durch ihrer Hände Arbeit forthelfen, die noch nicht im Stande waren, einen Nothgroschen zurückzulegen, sehen jetzt das Gespenst vollständiger Verarmung, des Hungers und der bittersten Noth an Weib und Kind herantreten, wenn sich derer nicht mitleidige Menschen annehmen; denn wenn der Staat auch bemüht ist, die Hinterbliebenen zu unterstützen, so reichen seine Mittel für die ungeheure Menge der Bedürftigen doch bei Weitem nicht zu, und nun trifft es sich wohl noch gar so unglücklich, daß Krankheit der Frau oder der Kinder das väterliche Herz mit doppelter Sorge erfüllt haben! — Aber das Vaterland ruft, die militairische Ordre fordert ohne Verzug strengen Gehorsam, und die Seinigen in des Himmels Schutz befehlend, eilen der Mejerwist und Landwehrmann, keine Stunde zu versäumen, damit sie nicht Vorwurf oder Strafe ihrer Vorgesetzten treffen.

Es giebt herzzerreißende Scenen des Abschiedes, und nur das Bewußtsein vermag zu trösten, daß Alle, an welche jetzt die schwere Pflicht herantritt, sich ähnliche Opfer auferlegen müssen, weil es das Wohl des großen Ganzen so erfordert, weil Einer für Alle stehen muß, wie Alle für Einen.

Im Hinblick auf diese Opfer verschwinden diejenigen, welche dem Reste des Volkes zu übernehmen bleiben. Sollte man nicht lächeln oder besser verächtlich die Achseln zucken über die Klagen, welche in solcher Stunde noch Einzelne, die nicht ihre theuersten Güter auf das Spiel zu setzen haben, erheben über erhöhte Steuern, Einquartierungslast, kleine Verluste aller Art? — Aber Gott sei

Dank, auch dieses Mal bewährte es sich wieder, daß die überwiegend große Anzahl deutscher Herzen in einer so wichtigen, verhängnißschweren Stunde sich von diesen kleinlichen Interessen losriß und auf alle mögliche Art den Beweis lieferte, daß sie eines hochherzigeren Gefühles und eines wahren Patriotismus' fähig seien. Alle Stände, jedes Geschlecht und Alter, Arm und Reich thaten das Ihrige nach den Kräften, über die sie verfügen konnten.

Viele junge und ältere Männer, an welche nicht der Ruf zu den Waffen ergangen war, meldeten sich zum freiwilligen Eintritte, bei einzelnen Truppencorps zu Hunderten, bei dem großen Bedarfe an Militärärzten boten viele vom Civil und die meisten Studirenden der Medizin ihre Dienste als solche an, Aufrufe zu Sammlungen von Geld für die hilflos zurückbleibenden Frauen und Kinder und für Diejenigen, welche als Invaliden aus dem Kampfe zurückkehren würden, zur Einlieferung von Verbandmaterial für die Verwundeten, von Erfrischungen und Bequemlichkeiten für die im Felde stehenden Soldaten, und bei den Durchmärschen erschienen in allen größeren und kleineren Orten in Menge und fanden den wärmsten Anklang und einen reichlichen Erfolg, und besonders ging für die persönliche freiwillige Krankenpflege in den Feldlazarethen eine Menge von Anmeldungen, sowohl von Männern als Frauen und Mädchen ein. Wer die Wichtigkeit und Nützlichkeit gerade dieser letzteren Unterstützung zu ermessen vermag, wer die damit verbundenen Gefahren und Beschwerden nur einigermaßen kennt, wird gerade in dieser Bereitwilligkeit das schönste und schwerste, aber wohl auch lohnendste Opfer schätzen müssen. —

In der zweiten Hälfte des Juli konnte Berlin wohl für den hauptsächlichsten Concentrationspunkt dieses neuerwachten Lebens, das wir vorher in kurzen Zügen geschildert haben, gelten und bot eine Reihe der buntesten, wechselndsten Bilder dar. Die Eisenbahnen, die zum Theil schon für den gewöhnlichen Verkehr gesperrt waren, führten aus allen Richtungen Züge von noch nicht eingekleideten Reservisten, welche in den Provinzialbezirken gesammelt worden waren, herbei, dieselben zogen durch die Straßen der Stadt, um sich bei den hier garnisonirenden Regimentern einreihen zu lassen oder auf einem anderen Bahnhofe weiter zu ihren Truppentheilen befördert zu werden, die Händler brachten große Koppelu Pferde, durch welche der Kriegsbedarf gedeckt werden sollte, Offiziere

und Soldaten in allen möglichen Uniformen eilten geschäftig durch die Straßen, Munitions-, Bagage- und Krankenwagen rollten langsam über das Pflaster, vor mehreren Häusern wehte die weiße Flagge mit dem rothen Johanniterkreuze, zu freiwilligen Spenden für die zu errichtenden Feldlazarethe auffordernd, mächtige Plakate an den Anschlagssäulen enthielten amtliche Bekanntmachungen und Ansprachen der Hilfsvereine, und fast auf jedem Gesichte, sowohl in den Straßen wie den mehr als gewöhnlich gefüllten Vergnügungstokalen, ließ sich Spannung und Erregung lesen; begierig verschlang man den Inhalt der Zeitungen und vielen Flugblätter, welche überall feilgeboten wurden, und erörterte in lebhafter Unterhaltung nach allen Seiten hin die Tagesfragen.

In einer der parallel laufenden schönen und breiten Straßen, welche die Große Friedrichsstraße rechtwinklig durchschneiden, konnte man auf dem breiten Wauersumpe zwischen den eine ansehnliche Front bildenden Fenstern des Parterres und der Beletage eines stattlichen vierstöckigen Hauses in großen Metallbuchstaben die bekannte und auf das Beste renommirte Firma eines Seiden-Manufakturgeschäftes lesen: „C. H. Bornemann & Söhne.“

Der längst selige C. H. Bornemann hatte das Geschäft vor etwa einem halben Jahrhundert unter ziemlich bescheidenen Verhältnissen begründet; die deutsche Industrie war damals in diesem Zweige noch weit hinter der französischen zurück, und das Bornemann'sche Geschäft bezog seine Waaren aus Lyon, wo sie in vollster Blüthe stand. Damals stand auch an Stelle des jetzigen Prachtgebäudes ein unansehnliches, niedriges Haus, und im Erdgeschoße desselben befand sich ein kleiner Laden, in dem der Detail-Verkauf stattfand.

Die Zeit hatte viel geändert. Die Reellität des alten Bornemann verschaffte ihm reichliche Kundenschaft und damit einen hübschen Verdienst; das Geschäft hob sich von Jahr zu Jahr, und der Besitzer galt bald mit Recht als ein sehr wohlhabender Mann, aber er liebte den äußeren Schein nicht, den das Publikum damals auch noch nicht beanspruchte, und verschmähte ein glänzendes Aushängeschild.

Er hatte zwei Söhne; der ältere mußte auf seine Anordnung nach Lyon gehen, um die Seidenfabrikation daselbst von Grund aus zu studiren und nachher mehrere Jahre lang als Werkführer

und erster Buchhalter in einem befreundeten großen Geschäftsjungiren, der jüngere unterstützte den Vater zu Hause und vermittelte die Verbindung mit jener Firma und anderen in Deutschland durch häufige Reisen. Später nahm C. H. Bornemann beide Söhne, die sich zu seiner Zufriedenheit bewährt hatten und tüchtige Geschäftsleute geworden waren, als Compagnons an.

Der ältere, Edmund, brachte eine Frau aus Paris zurück; mit völliger Uebereinstimmung des Vaters hatte er eine Tochter des alten Geschäftsfreundes geheirathet. Der jüngere, Hermann, vermählte sich mit einem wenig begüterten Mädchen aus der Provinz, das sich aber das Herz und die Einwilligung des Schwiegervaters durch Schönheit, vortreffliche Charaktereigenschaften und bescheidene Liebenswürdigkeit gewonnen hatte.

Diese letztere Ehe war eine sehr glückliche und wurde nach und nach mit vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, gesegnet. Was die erstere anbetraf, so ließ sie Manches zu wünschen übrig und hatte gerade nicht das Glück in die Familie gebracht. Die junge Frau, Virginie, hing zu sehr an den Erinnerungen ihrer Jugendzeit und den Sitten ihres französischen Vaterlandes und versuchte zu wenig, diese Neigungen ihren jetzigen Verhältnissen zum Opfer zu bringen, als daß sie das rechte Glück ihres Mannes begründen und sich selbst zufrieden gefühlt haben konnte. Die einfache Häuslichkeit befriedigte sie nicht, die strenge und fromme Ehrbarkeit der alten würdigen Schwiegereltern erregte heimlich — zuweilen verrieth sie sich sogar dabei — ihre Spottlust, die neue Heimath blieb ihr fremd und kalt; von nicht gründlich durchgebildetem Geiste und Charakter und mit dem unstätten feurigen Temperamente ihrer Nation begabt, liebte sie Putz und Vergnügungen und wurde mißmüthig, als sie ihre Launen nicht befriedigen durfte. Daß die Ehe kinderlos blieb und daß, allerdings unverschuldetes Unglück ihre Familie traf, trug vielleicht nicht wenig dazu bei, daß ihre Stellung unter den neuen Verwandten nicht die angenehmste wurde und ihr eigenes Gemüth verbitterte.

Der alte Chef des Hauses starb, und die beiden Söhne setzten das Geschäft unter derselben Firma fort. Große Veränderungen wurden nun getroffen; man mußte den Anforderungen der Zeit Rechnung tragen, wie vorsichtige Geschäftsleute die beiden Brüder auch waren. Das neue Haus wurde gebaut, die Ver-

bindungen erweitert, — Alles glückte, der Wohlstand der vereinigten Familien hob sich noch bedeutend.

Dessenungeachtet herrschte im Inneren derselben nicht ein so schönes Einverständnis, wie es zu wünschen gewesen wäre, und daran trug offenbar die Gattin des ältesten Bruders allein die Schuld; ein so verständiger Mann er sonst war und so sehr er seinen Bruder liebte, war er doch zu schwach gegen seine Frau, und diese maßte sich das Recht an, die ganze Familie zu beherrschen, was viele Unzuträglichkeiten herbeiführte und sogar eine geschäftliche Trennung der Brüder in Aussicht stellte.

Der Tod Edmund's kam derselben zuvor. Nach der testamentarischen Verfügung, die sich auf ein, im Interesse des Geschäfts, von dem Vater den beiden Söhnen abgenommenes Versprechen gründete, blieb das Vermögen bei der Firma und Frau Virginie konnte nur auf die, übrigens reichlichen Zinsen ihres Antheils Anspruch machen. Sie kam dadurch in eine gewissermaßen abhängige Lage von ihrem Schwager und zog es vor, nach Frankreich zurückzukehren, um in Paris ganz nach ihren Neigungen zu leben. Hermann Bornemann hatte durchaus Nichts dagegen; er zahlte ihr regelmäßig ihre Zinsen und in der generösesten Weise noch darüber, da sie ihn häufig darum anging, als aber während einer mehrjährigen Abwesenheit ihre Forderungen ganz ungemessen stiegen, erklärte er sich auch sehr bestimmt dagegen, denselben nachzukommen.

Ihr Vater hatte früher schon einen vollständigen Bankrott gemacht, ihre ganze Verwandtschaft in Frankreich war ausgestorben. Inzwischen war sie auch in die Jahre gekommen und mochte dieses Alleinsehen unangenehm empfinden, oder ihre Mittel reichten eben nicht mehr hin, das kostspielige Leben, das sie bis dahin geführt hatte, fortzusetzen, — kurz, eines Tages wurden Herr und Frau Bornemann gerade nicht auf das Freundigste durch einen Brief der Schwägerin Virginie überrascht, der den Poststempel Coeln trug und, übrigens in den freundschaftlichsten, beinahe reinigen Ausdrücken, ankündigte, daß sie schon in den nächsten Tagen wieder in Berlin eintreffen werde, um bei ihren lieben Verwandten, mit deren sicher erwartetem Einverständnis, ihren ferneren Wohnsitz zu nehmen.

Dagegen ließ sich nicht gut Etwas einwenden, und Frau Virginie kam; — das waren jetzt gerade sechs Jahre her. Damals stand sie in ihrem zweiundvierzigsten Jahre, jetzt zählte sie also

achtundvierzig. Noch immer war sie eine ganz respectable Erscheinung; eigentlich schön war sie nie gewesen, wie man es überhaupt bei den Französinen nicht häufig findet, aber die dunkeln Augen und Haare, die etwas scharfen, fortwährend so eigenthümlich belebten Züge, die nicht ungraziöse Beweglichkeit der zierlichen kleinen Figur und ihre Art, sich zu kleiden, — ein wenig auffällig und jugendlich, aber doch geschmackvoll, — gaben ihr etwas Pikantes; sie sah jünger aus, als sie wirklich war, wozu allerdings manche Toilettenkunststücke beitragen mußten, und konnte immer noch für eine ganz interessante Wittve gelten.

Ihre erste Begrüßung der Verwandten war sehr herzlich; sie schien sich wirklich geändert zu haben. Im Ganzen blieb auch das gegenseitige Verhältniß besser wie früher, obgleich, bei so ungleichen Naturen und störenden Erfahrungen, ein recht inniges Verständniß zwischen den beiden Schwägerinnen, Herrn Bornemann und den Kindern nicht möglich war und das alte Naturell Frau Virginie's bei verschiedenen Gelegenheiten wieder zum Durchbruche gelangte; sie suchte es wohl auch nur zu unterdrücken, weil sie ihre Abhängigkeit von dem Schwager fühlte und, durch Erfahrung gewizigt, den Werth des Platzes, den man ihr eingeräumt hatte, besser zu schätzen verstand als früher.

Jetzt bewohnte sie die eine Hälfte des Parterres, das sehr ausgedehnte Räumlichkeiten besaß, in dem Bornemann'schen Hause und hatte sich daselbst auf das Eleganteste eingerichtet; fast in jedem Sommer machte sie eine längere oder kürzere Reise nach Paris oder in die rheinischen Bäder, und Niemand wußte recht, was sie daselbst trieb. Gewöhnlich mußte ihr Schwager dann ansehnliche Zuschüsse leisten, was er theils um des lieben Hausfriedens willen auch ohne Weigerung that, theils weil sein Gerechtigkeitsgefühl ihm sagte, daß die Schwägerin, wenn auch ganz gesekzmäßig, eigentlich durch jenes Testament benachtheiligt worden sei.

Die Familie Bornemann hatte für sich die andere Hälfte des Parterres in Anspruch genommen; die Büreaus und Geschäftslokalitäten befanden sich in einem Seitensflügel des Hauses nach dem Hofe zu.

Herr Hermann Bornemann war jetzt vierundfünfzig Jahre alt und durch das lange, fleißige Geschäftsleben weder körperlich noch geistig gebengt; Alles, was das Geschäft betraf, ging durch

seine Hand, wiewohl er über eine Menge von Arbeitskräften verfügte und in seinem ältesten, achtundzwanzigjährigen Sohne Carl den zuverlässigsten Gehülfen und nöthigenfalls Stellvertreter hatte. So bescheiden wohlwollend, bürgerlich einfach er aussah, lag in seinem inneren Wesen doch eine Energie, die mit der ruhigsten Besonnenheit die einmal in das Auge gefassten Ziele verfolgte und gewöhnlich erreichte; einfach und anspruchslos in seinem Gebahren, wie in seinem ganzen Lebenswandel, besaß er doch den schärfsten Blick für alle praktischen Verhältnisse, einen klaren Verstand und, fern von aller idealen Schwärmerei, ein Herz, das weichen, edlen Gefühlen immer geöffnet blieb. Er liebte es nicht, zu politisiren, obgleich er an seinen Ansichten in dieser Beziehung jedenfalls unerschütterlich fest hing, und erfüllte seine bürgerlichen Pflichten, ohne es für der Mühe werth zu halten, ein Wort darüber zu äußern.

Der beste Gatte und Vater, wurde er von seiner nur um wenige Jahre jüngeren, sanften und bescheidenen Frau, die nie andere Ansprüche an das Leben gemacht hatte, als ihm eine glückliche Häuslichkeit zu schaffen und zu der vortrefflichen Erziehung der Kinder beizutragen, soviel in ihren Kräften stand, geliebt und verehrt; niemals hatte er gegen sie seinen Willen in rauher Form geltend zu machen nöthig gehabt, und doch war ihr derselbe unverbrüchliches Gesetz.

In demselben Sinne waren auch sämtliche Kinder erzogen; der Gehorsam, den der Vater von ihnen verlangte, war nicht unbedingt, insofern er selbst ihre Eigenthümlichkeiten berücksichtigte und ihren Neigungen möglichst Rechnung trug, aber es wäre doch etwas Unerhörtes gewesen, wenn Einer in der Familie ihm gegenüber einen ernstlichen Widerspruch erhoben hätte; es herrschten ein Geist und ein Ton in derselben, wie er heutzutage, zumal Angesichts des großstädtischen Lebens, fast gänzlich aus der Mode gekommen ist, — ein Geist der innigsten Anhänglichkeit und gegenseitigen Hingebung, der vertrauensvollsten Liebe.

Der älteste Sohn Carl hatte, wie schon gesagt, den Stand des Vaters zum Lebensberufe gewählt und fühlte sich in dem letzteren ganz zufrieden; er war ihm auch vollständig gewachsen, und der Vater konnte in jedem Augenblicke mit der sichersten Ueberzeugung das Geschäft gänzlich in seine Hände legen, wenn dies

irgendwelche Verhältnisse nothwendig gemacht hätten. Wir wollen einstweilen blos sagen, daß Carl den Charakter und die Eigenschaft seines Vaters vollständig geerbt hatte. Nachdem er seiner Militairpflicht als einjährig Freiwilliger bei einem in der Hauptstadt garnisonirenden Linien-Infanterieregimente genügt, hatte er die Feldzüge in Schleswig und Böhmen mitgemacht und war während des letzteren zum Offizier der Reserve befördert worden; eine besondere Neigung für den Militairstand lag ihm fern, und er verdankte diese Auszeichnung, um die er selbst sich nicht beworben hatte, nur seinem gesetzten, anständigen Wesen, seiner Bildung und einem Zufalle, der in den Augen seiner Vorgesetzten auch seinen entschlossenen Muth hervorhob.

In der Altersreihe der Kinder folgte ihm seine Schwester Frida, dann die jüngere Emma; Erstere zählte um diese Zeit fünf und zwanzig, letztere ein und zwanzig Jahre. Unsere Leser werden die beiden jungen Mädchen bald näher kennen lernen; wir beschränken uns deshalb darauf, hier zu sagen, daß sie sich ebenso durch eine den Verhältnissen entsprechende, nicht überspannte Bildung und ein lebenswürdiges Benehmen wie durch ihre angenehm in die Augen fallende äußere Erscheinung auszeichneten; daß sie bei Allen, besonders den jüngeren Männern, welche sie kennen lernten, nicht allein dadurch, sondern auch als vermuthlich reiche Erbinen ein großes Interesse gewannen, wird man sich leicht vorstellen können. Es könnte deshalb auffällig erscheinen, daß sie, soweit man wenigstens öffentlich darüber wußte, noch nicht durch ein Verlöbniß gebunden oder gar schon verheirathet waren, aber Frida hatte schon mehrere ihr gemachte Anträge ausgeschlagen, indem sie, unbefangen lachend, meinte, ihre Zeit sei noch nicht gekommen, und die jüngere Schwester wurde in der Familie noch als ein halbes Kind betrachtet und betrachtete sich selbst vielleicht ebenso, — aber wer vermag gleich tief in Mädchenherzen hineinzublicken? —

Der jüngste, neunzehnjährige Sohn führte den Namen Edmund, nach seinem verstorbenen Oheim. Ebenso wie in der ältesten Schwester Frida, hatte sich von Jugend auf in ihm ein lebhafteres Temperament gezeigt, wie es den Eltern und den beiden anderen Geschwistern eigen war. Schon als kleiner Knabe behagte ihm die Straße mehr als das Haus, womit wir keineswegs sagen wollen,

daß er sich besondere Ungezogenheiten zu Schulden kommen ließ, die der Vater auch streng geahndet haben würde. In der Schule lernte er fleißig, tummelte sich aber noch lieber mit seinen Kameraden umher und erwies sich in beiden Fällen als ein sehr aufgeweckter Junge. Kein Ort bietet wohl mehr wie Berlin einem jugendlichen Gemüthe die Gelegenheit dar, sich an dem militairischen Leben zu ergötzen und eine Neigung dafür zu fassen; die bunten Uniformen und stolzen, schnaubenden Pferde, die mit rauschender Musik durch die Straßen zu und von ihren Uebungen ziehenden Regimenter müssen das kindliche Auge blenden und in dem jungen Herzen den sehnsüchtigen Wunsch erwecken, dereinst an diesem glänzenden Triumphe theilnehmen zu können; — Preußen ist ja einmal ein Militairstaat, und seine meisten Söhne sind von jeher geborene Soldaten gewesen.

Der junge Edmund machte sich für sein ferneres Leben auch den Plan, Soldat zu werden; damit kam er aber nicht allein bei dem Vater, sondern auch bei der gesammten Familie, sobald er sich verrieth, schlecht an. Herr Bornemann hatte durchaus kein gehässiges Vorurtheil gegen den Soldatenstand, wie viele unverständige Leute Seinesgleichen, aber er besaß auch ebenso wenig Schwärmerie dafür; die Familientraditionen führten keinen einzigen Fall auf, daß ein Verwandter sich diesen Beruf erwählt, wenn auch Einzelne darin vorübergehend ihrer Pflicht für das Vaterland genügt hatten, und der würdige Herr hing mehr an dem Altthergebrachten, als er sich selbst eigentlich zugestehen mochte; sein praktischer Sinn sagte ihm überdies, daß man als Soldat zwar ein ganz tüchtiger und in seinem Fache auch nützlicher Mensch werden, aber, wenn nicht besonders vom Glücke begünstigt, blutwenig für sich selbst und die Familie erringen könne; deshalb erklärte er sich ganz entschieden gegen die Neigung seines Sohnes und suchte dieselbe bei Zeiten auszurotten; wäre der Knabe erst ein selbstbewußterer Jüngling geworden und hätte sie auch dann noch festgehalten, so würde er ihm wahrscheinlich nachgegeben haben, weil er einen durchgreifenden Zwang in solcher Beziehung durchaus nicht liebte und zu rechtfertigen wußte.

Dagegen zwang er Edmund auch nicht in den Kaufmannsstand hinein, für den dieser weder Lust noch Anlagen bezeugte; mit

beiderseitiger Uebereinstimmung wurde beschloffen, daß der Sohn studiren solle, und zwar, wie er es selbst wünschte, Medizin.

Edmund besuchte eines der besten Berliner Gymnasien, machte bald, nachdem er sein siebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ein glänzendes Abiturienten-Examen und bezog dann die Universität seiner Vaterstadt; mit allem Eifer und Interesse gab er sich seinem Studium hin und berechnete zu großen Hoffnungen. Da kam die verhängnißvolle Zeit, welche auch in diese Familie so tief eingreifen sollte. —

Die Beletage des Bornemann'schen Hauses war schon seit zwei Jahren an die verwittvete Regierungspräsidentin von Dollenebeck vermietet, eine ältere Dame, die neben einer nicht zu hohen Pension wohl ein respektables Vermögen besitzen mußte, denn wenn sie auch gerade kein großes Haus machte, d. h. zahlreiche Gesellschaften empfing, so bezahlte sie doch eine hohe Miete, ohne eigentlich eine so große Wohnung nöthig zu haben, war glänzend eingerichtet und gab zuweilen kleine Soireen, welche nur von Personen der hohen Aristokratie besucht wurden.

Vielleicht that sie dies ihrer einzigen Tochter wegen, eines hübschen Mädchens von zweiundzwanzig Jahren ungefähr. In Berlin ist es schwer, über die Verhältnisse selbst der nächsten Hausgenossen einigermaßen in das Klare zu kommen; man pflegt sich deshalb auch nicht viel unnütze Mühe zu geben, obgleich die Klatscherei selten gänzlich ausgeschlossen bleibt. Müßige Nachbarn, die Zeit zum Beobachten hatten, meinten, Frau von Dollenebeck besitze nicht ein Vermögen, das ihrer Lebensweise entspräche, und führe die letztere nur, um ihrer Tochter eine gute Partie zu verschaffen, — aber die Berliner schwätzen manchmal, ebenso wie andere Leute, auch viel in den Wind hinein! —

Da die verwittvete Präsidentin viel zu stolz war, sich näher um die Familie Bornemann zu bekümmern, ihre Miete aber richtig bezahlte, fand jene auch gar keine Veranlassung, ihren Umständen nachzuforschen. Nur Frau Virginie Bornemann hatte es durch geschickte Manipulationen dahin zu bringen gewußt, daß sie mit der Beletage in einen Verkehr trat; sie gab dem Fräulein eine Art französischer Conversationsstunden, — natürlich nicht gegen Bezahlung — und entnahm sich ihr Honorar dafür aus der Ehre, von solch' vornehmen Leuten empfangen zu werden; geschah dies

anfänglich etwas förmlich, so kam es bald dahin, daß sie die unentbehrliche Gesellschafterin, ja, bis zu einer gewissen Grenze, sogar vertraute Freundin der Frau Präsidentin wurde, die sie nun wieder in ihre Bekanntschaften einweihte; Frau Virginie war ein regelmäßiges Mitglied der vorerwähnten Soireen geworden.

Dies schlug sie ihren Verwandten gegenüber sehr hoch an und suchte etwas Geheimnißvolles darein zu legen; indessen hatte sie nicht umhin gekonnt, zu verrathen, obgleich Niemand von den Bornemann's danach forschte, daß die Präsidentin eigentlich gar keinen Grund zu einer allzu aristokratischen Ueberhebung hätte, denn sie wäre vor soandsviel Jahren als die verwaiste und ganz mittellose Tochter eines bürgerlichen Offiziers, der es nach den Freiheitskriegen vom freiwilligen Jäger bis zum Major in der Armee gebracht, als Repräsentantin in das Haus des verwittweten Präsidenten gekommen, der ihr später seine Hand, Namen und Titel geschenkt habe.

Wahrscheinlich war dies ganz richtig; Frau von Dollenbeck machte auch nicht immer den Eindruck einer Dame von hoher Geburt und recht sorgfältiger Bildung.

Die Tochter, Marie, war, wie schon gesagt, hübsch, nach manchem nicht schlechten Geschmacke mehr als hübsch, sehr sorgfältig erzogen, wenigstens in den Fächern, die einem hochgeborenen Fräulein offen stehen müssen, — sie war musikalisch gebildet, malte nicht schlecht, sprach Französisch und Englisch und besaß eine vollkommene Gesellschaftstourneur, — und überdies vereinigte sie mit allen diesen Vorzügen ein sehr sittsames, bescheidenes Wesen, das in den meisten sie beobachtenden Augen mit Recht noch viel mehr galt.

Von den übrigen Personen, welche das Haus bewohnten, läßt sich eigentlich nicht viel sagen. Zwei Treppen hoch wohnten irgend ein Ministerialsekretair mit zahlreicher Familie, die sich sehr einschränkte, und ein zweifelhafter Gütermakler mit adligem Namen, in der obersten Etage mehrere kleine Beamte und Geschäftsleute. Auch sie bezahlten richtig ihre Miethen und hatten für die Welt kein weiteres Interesse. In dem Hofgebäude logirten über den Geschäftslokale der Firma Bornemann & Söhne sogenannte kleine Miether, von denen man wohl noch einige kennen lernen wird.

Nachdem wir solchergestalt die Bewohner des Bornemann'schen

Hauses aufgeführt haben, wollen wir das letztere betreten, und zwar zuerst die Seite des Parterres, welche von der Familie des Besitzers eingenommen wurde.

Drittes Kapitel.

Eine Bürgerfamilie.

Es war zwischen sechs und sieben Uhr Abends, eine Zeit, in welcher das geschäftliche Leben in Berlin theilweise noch in vollem Gange ist, theilweise auch eben geschlossen wird, so daß der Verkehr auf den Straßen vielleicht zu keiner Stunde lebhafter erscheint; man schießt sich an, von des Tages Last und Mühe auszuruhen oder vielmehr Erholung in den Vergnügungsorten innerhalb und außerhalb der Stadt zu suchen, im Grünen zu promeniren, daß man leider nur sehr entfernt finden kann, die Theater beginnen bald, u. s. w.

Die letzten Tage hatten fast anhaltend trockenes und warmes Wetter mit sich gebracht; zwischen den hohen Häusern lagerte eine drückende Schwüle; die Sonne, welche um die Mittagzeit mit ihren brennenden Strahlen die ganze Länge der Großen Friedrichsstraße bestreicht, hatte jetzt einen so weiten Bogen gemacht, daß sie die jene rechtwinklig durchschneidenden Querstraßen schattenlos beleuchtete.

In der gewöhnlichen Wohnstube der Bornemann'schen Familie waren nur die oberen Fensterflügel geöffnet, denn wenn man Parterre in Berlin wohnt, wird man sowohl durch die Blicke der Vorübergehenden wie den verworrenen Lärm des Gesprächs und der rasselnden Wagen leicht genirt.

Das Gemach, dessen nach einem Hinterzimmer führende Thür weit offen stand, war hoch und geräumig und erhielt eine freundliche Färbung durch die helle Tapete und die weißen Gardinen vor den hohen Fenstern mit Spiegelscheiben; die weder ganz neu-mobischen noch gesucht eleganten Meubles waren so praktisch aufgestellt, daß sie den freien Raum möglichst wenig verkürzten und